

Zeitschrift: Toggenburger Annalen : kulturelles Jahrbuch für das Toggenburg
Band: 22 (1995)

Artikel: Eine Welt für sich, die hält Welten versteckt : das Toggenburg in der
Schönen Literatur seit 1950
Autor: Stöckli, Rainer
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-883576>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eine Welt für sich, die hält Welten versteckt

Das Toggenburg in der Schönen Literatur seit 1950

Dr. Rainer Stöckli, Reute AR

Zuerst das Lächerliche. Wer darf verwechseln und was?

Wer die voralpinen Landschaften einerseits von Gais im Appenzeller Mittelland, andererseits von Nesslau/Ebnat-Kappel/Wattwil/Lichtensteig, der Bezirke Ober- und Neutoggenburg, nicht unterscheiden kann, dem ist das erste Teilkapitel dieses Aufsatzes erlassen. Im Juli 1992 (akkurat zwei Jahre vor meiner Schreibzeit) heisst ein Rezensent die Geschichte vom *Loch in der Decke der Stube* – den Erstling von Urs Richle – einen «Toggenburger Totentanz» (NZZ, 23. Juli 1992). Das nicht benannte Dorf des Anti-Heimatromans sei «immer wieder» dem Schauplatz Berlin kontrapunktiert. Die Grossstadt freilich nehme «nie Gestalt an». Sie wäre als Fluchtpunkt austauschbar.

Schlechtes Omen entweder für das nicht benannte Dorf, allenfalls für den Erzähler Urs Richle (Jahrgang 1965), oder aber für den Rezensenten. Entweder nimmt auch das nicht benannte Dorf nie Gestalt an; das muss man fürchten, wenn Einer von Zürich aus toggenburgische und appenzellische Landschaft vertauscht. Allenfalls gäbe Urs Richle das Dorf absichtlich auswechselbar, weil er Seldwyla will, Knortzigen, Schizogorsk, Jammers, Röttil, Spiessbünzen, Molchgüllen, Barbarswil – oder andere fiktivere Ortschaften, welche den je authentischen schweizer Bünzli-, Querulanten-, Philister- oder (pardon:) Arschlöcher-Wohnplatz karikieren sollen (verzerrzeichnen, dem Gelächter preisgeben, verhunzen). Also absichtlich irgendein gestaltloses, charakterloses, überallhin beziehbares Dorf. Oder aber uns ist, wie dem Rezensenten, nicht zu helfen: es kommt uns auf Landschaften in Büchern nicht an. Wer in Wattwil geboren und unterrichtet worden ist, der wird von dort erzählen. Wird einen *Toggenburger Totentanz* erzählen. Dass das Stossbähnchen – schwarz/weiss wie

alles in Richles erstem Buch – als Frontispiz gegeben ist; dass anscheinend eine Appenzeller Tageszeitung von Rutschen und Senkungen berichtet, vom Bröckeln, Schlipfen, Reisen allüberall, und zwar «Richtung Rheintal» (S. 34); dass man mit der Zahnradbahn auf die Hochebene hochfährt, und zwar aus dem Rheintal; dass eine Schlacht-Kapelle am Weg steht, «historischer Ort», irgendwer «gegen die Habsburger, vierzehnhundertirgendwas» (S. 21); dass man nachts zum «Brunzen» (S. 28) vors Haus treten und in das «Lichtermeer des zu Füßen liegenden Rheintals» blicken kann; dass der Ort in einem Kanton liegt, wo eine Landsgemeinde stattfindet (darnach herrsche dann «allgemeines Wiesen-betreten-Verbot», (S. 36); dass es um ein Ländchen geht, in welchem noch kein Frauenstimmrecht existiere; dass endlich ein Hauptbeteiligter, falls er vor dem Haus sitzt und «auf seiner Pfeife» kaut, unter sich «das Panorama der Rheintaler Gartenanlage» eher weiss als sieht (S. 156) – das alles kümmert einen, dem Landschaften in Büchern gleichgültig sind, nicht.

Ich lese solche Gleichgültigkeit nicht gern. Mich hat in Richles Buch beinahe geärgert, dass der Autor seinen Protagonisten Zoll in einem unverwechselbaren Dorf hocken lässt (hocken und leiden und schleichen und einstecken und kuschen), ohne dieses Dorf zur Umgebung zu machen. Dass der Autor seine Erzählfigur in einer kilometerweit unverwechselbaren Landschaft sich bewegen lässt, ohne diese Landschaft zum Boden der Handlung, zur Teilhaberin des Geschehens, zum Lebensraum eigenartiger Menschen zu gestalten. Landschaft als Bett und als Sarg, als Nest und als Kreuz, als Qual und als Bergung. Stattdessen «Kurort» (S. 15). «Übliche» Holzhäuser (ebd.) mit schmalen Fensterreihen, zwei eher als drei Stockwerken, verwitterten Schindelfassaden, davor Holzstapel, Miststock, Geranien, «niedliche Gärten» (S. 16). Hügelige Landschaft. Im Dorf «das Rondell

des kalksteinweissen Dorfbrunnens» (S. 22), das «Panorama alter landherrschaftlicher Häuser» (ebd.). «Kirche mit Kiesplatz» (ebd.). «Kessel von sich aneinanderreihenden Fensterfeldern» (ebd.). «Platte, breite Teerstrasse, die sich wie ein Walross durch das spielzeughafte Bild dieses Platzes wälzt» (S. 23). – Zum Ende des ersten von zehn Buchkapiteln dann, unmotiviert und einsam, die Information, es gebe – wie im Appenzellischen – auch (!) im Toggenburg keine Autobahn. Ob daher der Rezensent in der NZZ auf «Toggenburger Totentanz» schliesst?

Dann Behauptungen. Wie viel Wasser thurabwärts?

*Auf dem Kilimandscharo lag der erste rote Schein.
Auf dem Dhaulagiri lag der erste rote Schein.
Auf dem Popocatepetl lag der erste rote Schein.
Auf dem Lauteraarhorn lag der erste rote Schein.
Auf dem Sandbüchel lag der erste rote Schein.
«Auf dem Säntis lag der erste rote Schein.»*



Buchdeckel, im Winterthurer Verlag von A. Vogel gestaltet. Pfarrer J. Kellers «Geschichte einer Treue» zeichnet das Lebensschicksal einer Halbwaisen, Sylvia Anderhalden, ins Tugendhaft-Vorbildliche.

Einzig der letzte Satz ergreift mich. Ihn bin ich bereit und bin ich willens, zu illustrieren. In der Einbildungskraft bereit, dazu imstande kraft des Gedächtnisses. Ohne Erinnerungsbild an Morgenröte und an die Säntiskontur kein ergreifender Satz. Keine Vorstellung, die mich konditionierte. Keine Beseelung, die mich weiterzulesen triebe.

Die Aussage und – dahinter – das Kopffinnenbild des sich morgenrötenden Säntis sollen mich stimmen, dass ich Teil nehme an Jakob Kellers (1873-1928) «Geschichte einer Treue aus dem Toggenburg». Der Verfasser will mich, indem er mir den Säntis im ersten roten Schein spendiert, für seine Erzählung gewinnen. Trete ich auf das Angebot der acht Wörter, der 41 Sprachzeichen ein, und stattete ich mir ein Morgenbild mit Höhe, Farbe und eigentümlicher Silhouette aus – hier Horizont, hier Himmelshintergrund – so bin ich für Kellers Vision gewonnen.

Die fünf Sätze davor habe ich nicht illustriert, nicht ausgestattet. Ich bin dazu erstens nicht imstande (den Dhaulagiri kenne ich nicht einmal von Photographien, das Lauteraarhorn kann ich von anderen Berner Grossgipfeln nicht unterscheiden), zweitens dazu nicht launig. Geschichten, die unter dem Kilimandscharo, unter dem Popocatepetl spielen, lese ich nicht. Auch der bedeutungslose Sandbüchel im Kanton Soundso, den ich kenne oder nicht kenne, zieht mich nicht in Bann. Aber der Säntis: er bedeutet mir etwas. Ihn stattete ich aus, während ich in die Erzählung hineinlese; zu ihm stelle ich, nach und nach, Oktoberwald, einen Hang und einen Gegenhang, Hütten, einen breitschultrigen, krummrückigen Bauern, seinen dreikäse hohen Buben, eine Handlaterne, und so weiter. Betzeit läuten. Angst um eine Geburt. Ob die Hebamme rechtzeitig. – Weil ich das Morgenrötebild im Lesen zu vergessen riskiere, lasse ich mir den Säntis nochmals röter anzünden, gleichzeitig die Himmelssterne mählich löschen. So funktioniert *Landschaft* in der Schönen Literatur. Die Namen (Säntis) und die Staffage (Toggenburg, Thur, Talsohle, Hänge, Bergköpfe, Horizonte) rufen zusammen mit meiner Imaginationskraft Einbildungen, und darein bette ich Figuren, Handlungsabläufe, Geschehen. Eine Landschaft wird Vorstellungsraum, wird erzählten Figuren Heimat bzw. Fremde, wird mir Leser oder Leserin Schauplatz oder Geschehnisbühne.

Der Erzähler evoziert Landschaft. Das Theater würde sie bauen: Kulissen (behelfsmässig, mittels Konstruktionen aus Leinwand, Pappe, Holzspanplatten, Kunststoff, Styropor, Sprayfarben, und in einem Massstab von zum Beispiel 1:1000).



Toggenburger Landschaft mit Stockberg, 1908/09. Bleistift, 21x27 cm. Schweizer Privatbesitz.

Die Lyrik stellt Landschaft mit Andeutungen oder Appellen her. Für Beschreibungen, für Einweihungen hat Lyrik nicht genug Sprachraum oder nicht genug Atem. Länger schon koloriert sie auch nicht mehr.

*Mein tannengrünes Heimattal,
Ich grüsse dich viel tausendmal!
Aus unserm braunen Bauernhaus
Zog ich als junges Blut hinaus.
Ich wanderte von Land zu Land
Und jeder Schönheit freut' ich mich,
Doch, ob ich viel des Schönen fand,
Mein Toggenburg, ich grüsse dich!*

Später – in weiteren zwei Strophen – auch Blau, nochmals Grün, endlich Rot: Johannes Stauffacher (1850-1916) in posthum gedruckten *Gedichten*, St.Gallen 1923.

Im Gegenteil: statt Landschaftsbeschreibung, Architektur, Kolorit lesen wir Lyrikers Lakonismen – eine *Anspielung*, einen Vergleich, eine Beiläufigkeit: (...) *das / unendlich viele Wasser / thurabwärts* (...)

Zweieinhalb toggenburger Zeilen innerhalb eines rhapsodischen Bekenntnisses in Terzinen von René Sieber (*Regengesang*, Wattwil 1987).

Mit mehr Aufwand, wie gesagt (und wie eingangs hoffentlich gezeigt), richten Erzähler

Buch-Landschaften her. Ein Nochmals-Toggenburg aus Buchstaben, aus Vokabeln, aus Satzmaterial. Der Vorstand des KLV hat 1953 in seinen *st.gallischen Landschaften* J.G. Birnstiel und Niklaus Bolt, Otto Schaufelberger und Heinrich Federer angeführt. Als Landschaftler. Zwischen ihnen auch Heinrich Edelmann, aber ihn nicht mehr als Epiker, sondern mit vorwiegend beschreibendem, da und dort werterndem Gestus:

[Über die «Welt zwischen Hochalp und Nekkermündung»]

Der unterste Teil des etwa zwanzig Kilometer langen Tales, wo sich das Flüsschen in stärkern Krümmungen zwischen steilen Hängen und Felspartien durchzwingt, ist ernst und einsam, wo Baum- und Staudenwachs bis ans Ufer herantritt, fast finster; hier dürfte das «Schwarzwasser» [...] seinen Namen erhalten haben [,] der auch der Ortschaft in der Mitte und im hintersten Einzugsgebiet zahlreichen Alptriften übertragen worden ist (Chriesi-, Tolen-, Groppen-, Gäu-, Stübli-, Herrennecker ['Necker' zu lateinisch niger/nigra, 'schwarz']). Gerne richtet man in der Enge von Anzenwil den Blick hinauf zu den heiteren Helfenschwiler Höhen, auf denen die alten Siedelungen Aewil und Füberg sich wohligh in ihren geschützten Mulden der Sonne hingeben. (S. 66/67).

Flusspartie von *ernstem / einsamem / finsterem* Anschein. *Gerne* richtet man den Blick. Wohlig geben sich Siedlungen der Sonne hin. – Das ist selbstverständlich auch Literatur, ist weder naturwissenschaftlich noch deskriptiv (im engeren Sinn). Aber allmählich sind wir ohnehin am Punkt, wo wir allen Sprachen misstrauen: derjenigen der Wissenschaften wie denjenigen der Schönen Künste. Denn Sprache ist für das Abbilden, für die 'Wiederholung' von Landschaft unzulänglich. Ist nach meinem Dafürhalten nicht weniger zuständig als die Malerei, die Kartographie, der Reliefbau mit je ihren Mitteln, aber jedenfalls unzulänglich. 'Abbilden' trifft Wahl, das bedeutet auch: jedes Abbild verzichtet. 'Nachbilden' reduziert und redimensioniert. Die Weite, Fülle, Ausdehnung, Zusammengesetztheit einer Landschaft lassen sich sprachlich nicht 'wiederholen'. Nicht ihre Dreidimensionalität, nicht ihr simultanes Wesen.

Maler/Zeichner, Erzähler/Beschreiber mögen mit Kunst eine Landschaft 'nochmals-schaffen': sie wird nur 'Werk', bleibt 'Zeichen' für Landschaft, wirkt plan und kleinlich. Eine Andeutung von, eine Annäherung an, ein Verweis auf Landschaft.

Photographie, möglicherweise, glaubt man fürs Wiederholen von Landschaft eher zuständig. Sie hat die gleichen Nachteile wie die (älteren) Künste – das Wühlen, das Ausschneiden, die Reduzierung – und wahrscheinlich weitere, insofern sie Realitätstreue vortäuscht. Dennoch sind wir geneigt, Bildchen von 9 mal 13 / 10 mal 15 / 13 mal 18 Zentimeterformat Landschafts-Porträts zu heissen; dabei verriete bereits der 'Porträt'-Begriff – altfranzösisch *portraire*, lateinisch *protrahere*, 'hervorziehen, herausholen, ans Licht schaffen' – dass hinter dem 'Bildchen' der Photokamera eine absichtsvolle Hand gewirkt hat. Sie hat ein Bildchen 'gemeistert', nicht eine Landschaft 'geschaffen'. – Auf eben die Differenz verweist der Begriff des Konterfeis (zu französischem *contrefait*).

Trotz solcher (und weiterer) Vorbehalte gegen unsere Abbildungs- oder Wiederholungskünste nenne ich auch im folgenden das landschaftsversprachlichende Bemühen von Schöner Literatur *Landschaft*. Und fixiere mich (uns!) jetzt wieder aufs obere Thurtal. Nach wie vor liefert ja das Toggenburg Geschehnisräume für Recherchen, Erzählkammern für Fiktionen; nach wie vor umstellt das Toggenburg Handel und Wandel, Bewegung und Stillstand von Buchhelden. In der Reisebeschreibung *détail*beflissen, damit die Land-

schaft nachprüfbar sei; in der Schilderung objektiv, damit die Vorstellung situiert sei; in der Fiktion aufgebauscht, typisierend, pittoresk, je nach dem, in einem Ausmass (Format) und aufgrund eines Sprachvermögens, dass wir das Eminente einer Landschaft lesend nachzuerleben imstande sind. Diesfalls verneige ich mich vor dem Resultat – dem sprachlich geschaffenen, dem literarisch hergestellten Nochmals-Toggenburg – als vor Kunst. Der Respekt ist demjenigen vor der Zeichnungs- und Malkunst des dreissigjährigen Hans Brühlmann vergleichbar, der 1985 eine Monographie erhalten hat (Lothar Kempster: Hans Brühlmann, Leben, Werk, Welt; Hansjakob Diggelmann/Jeannot Simmen: Haus Brühlmann, Werkkatalog. Basel und München 1985).

Nachher der Ernst. Gibt es und was wäre das Typische?

Wer Samuel Voellmys «Versuch», «das Toggenburg in der Schönen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts» darzustellen – einen ehrerbietigen und, von heute aus, ehrenwerten Versuch – geduldig zur Kenntnis nimmt, wird punkto Auswahlkriterien ratlos bleiben.

Voellmy überblickt rund 130 Jahre. Er führt zur Hauptsache Mittelmässiges an. «Mit ganz Grossen» sei das, was er einbeziehe, nicht zu vergleichen. Es gehe indessen ums Bewahren. Schöne Literatur erfülle einen Auftrag. Sobald die Motive «in der Heimat gefunden» seien (im Toggenburg), so bald hätte literarisches Schaffen Aufmerksamkeit verdient – und Berücksichtigung. Gleiches beansprucht Voellmy für Persönlichkeiten, die im Tale gewirkt und deren «Spuren Leuchtkraft behalten» hätten. Darum Karl Georg Sailer (1817-1870) und Friedrich von Tschudi (1820-1886)? Darum Fritz Grob (1843-1931) und Jost Winteler (1846-1926)?

Ratlos bleibt ebenfalls, wer Voellmy fortzuschreiben ansetzt. Wer nämlich Schöne Literatur nach 1960 – über Voellmys Phänomenologie hinaus – sucht und sichtet, etwa Robert Roths *Toggenburger Erzählungen* (Flawil 1979) oder Arthur Honeggers «Geschichten aus dem Toggenburg» (Frauenfeld 1982), allenfalls Rea Brändles *Johannes Seluner, Findling* (Zürich 1990), der hat gegen Enttäuschung eher zu kämpfen als gegen Begeisterung. Vorbei vielleicht die Zeiten, wo Landschaftler wie Meinrad Inglin oder Cécile Lauber erzählen?

Nein, nicht vorbei. Hans Boesch vermag für das sankt galler Rheintal das Menschenmögliche; sogar Eveline Hasler schafft (ohne an

Landschaft hauptinteressiert zu sein) aus Topographie und Intuition eindruckliche Geschehnisplätze. Von Silvio Blatter und seiner Freiämter Trilogie zu schweigen. Auch von Otto Frei, von Walther Kauer. Von Maurice Chappaz. Von Plinio Martini. Sowieso zu schweigen von den «Stadtschaftern»: Loetscher, Nizon, Raeber. Das ist nicht unser Thema.

Die Literarisierung des Toggenburgs bleibt im Durchschnitt fadenscheinig. Honeggers Toggenburg setzt sich zusammen aus «hinauf» und «hinab», aus «stotzig» und «ausgebreitet», aus «sonnenhalb» und «schattenhalb»; aus Flurnamen Schlatt, Weidli, Bendel, Matt und ein paar Dorfnamen; aus den Bergnamen Speer, Stockberg, Säntis; wer in der Höhe weilt, der erblickt die Thur (sie «blinkt»). Die «sanfte Linie des Ricken» ist eine Trouvaille; dass «die Spitzen der Churfürsten» golden leuchten, eine andere. Im übrigen wirtschaften die Bauern allesamt auf einem «Heimet».

Sie zog ihn hügelaufrwärts (die Lisbeth den Hänneli). Von Stein her stiegen sie zum Rotstein hinauf, verharrten dort beim Kreuz. Von hier liess sich weit ins Tal blicken. Dann stiegen sie hinauf zum Schindelberg, dessen Gipfel offenbar das Ziel der Bergtour war. («Die Katze im Sack», Schneekönig, S. 105)

Wenn Lisbeth später einen Satz laut sagt: «Echo vom Stockberg».

Robert Roths Toggenburg ist die Degersheimer Landschaft. Sie erreicht abschnittsweise Plastizität, so, wenn die Sennruti situiert, der Säntis verherrlicht, ein Waldrand unter die Lupe genommen werden. Ein gewisser Metaphern-Aufwand soll bei der Stange halten oder gutlaunig stimmen:

Der Berg hatte sich eine dichte Waldmütze übergezogen. (S. 15) Ein eisiger Wind (...) liess sich ganz einfach vom Säntis herunterfallen und spurtete dann durch den Geländeeinschnitt hierher [nach Degersheim]. (S. 15).

Andernorts tendiert Roth auf Überhöhung. Wenn Säntis und gestirnter Himmel (S. 39) oder Säntis und Wegkreuz (S. 27) auszuspielen wären, so aufgrund religiöser Anschauung zu Lasten des Bergs.

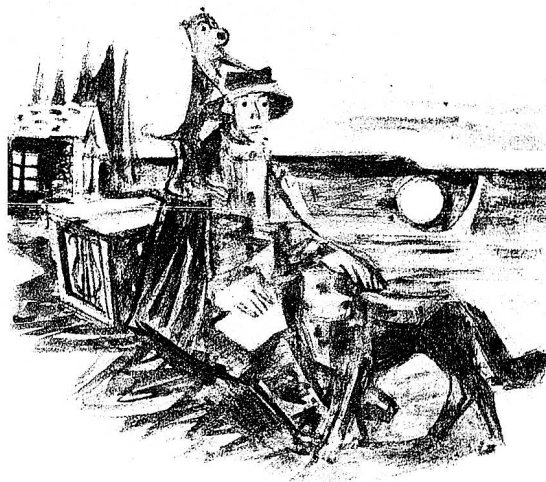
Charakteristika – Unverwechselbarkeiten / Unaustauschbarkeiten – sind nicht dingfest (sprachfest) gemacht. Toggenburg oder Glarner Hinterland, Toggenburg oder das Muotatal, Toggenburg oder Napfgebiet, Toggenburg oder Aargauer Jura: offenbar kein Ehrgeiz, die Differenz zur Sprache zu bringen...

Nach meiner Lesart ist das bei Cécile Lauber anders: ihr geht es, in *Land deiner Mutter*, um Charakteristisches. Die Buchanlage zielt darauf ab: Nicos Wanderung durch die Schweiz (er ist auf der Suche nach dem Grossvater) leitet vom Typischen zum Typischen – absichtsvoll nicht vom Klischee zum Klischee. Wenn Nico aus dem sankt galler Rheintal ins Appenzellische wechselt, Berneck, Lutzenberg, Wolfhalden, Heiden, dann Innerrhoden; wenn er Landsgemeinde erlebt, auf den Säntis fährt, über Urnäsch nach St. Gallen gelangt (später in den Thurgau fortsetzt), so ist allzeit ein beträchtlicher Aufwand an Landschaftsschilderung getrieben – mit eben dem Ziel der Typisierung. Neben allem Fabulieren ist *das Eigenartige* gegeben – programmatisch, wie wir wissen könnten, denn Lauber will ja ein Land erkunden: ein Mutterland. Und tatsächlich lesen wir – Äffchen Nemi und Tanzbär Ormutz und Hund Poverello hin oder her – eine Landeskunde.

CÉCILE LAUBER

Land deiner Mutter

BAND II



ATLANTIS VERLAG

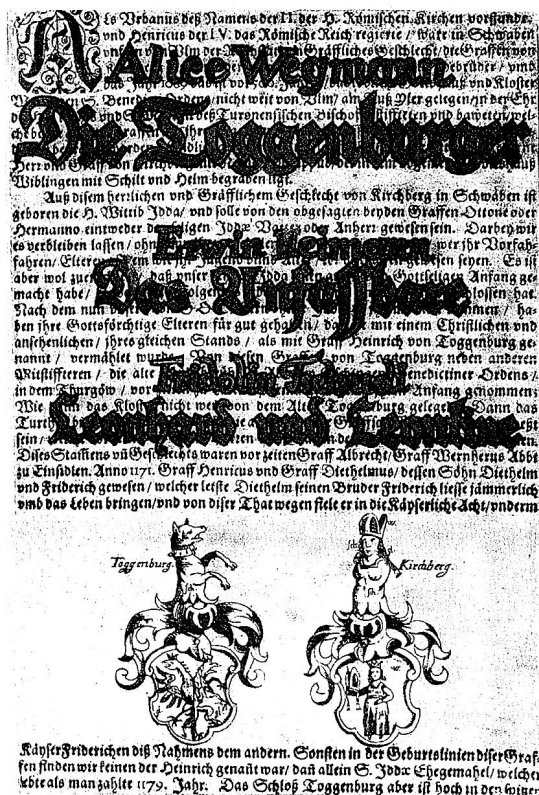
Buchumschlag, gezeichnet von Heinrich Danioth, zum zweiten Band des vierbändigen Land deiner Mutter, 1946 bis 1957 in Zürich erschienen (im Atlantis Verlag). Lauber schickt ihren jugendlichen Helden Nico im Verlauf seiner Schweizerreise auch auf den Säntis. Von oben mustert er das Toggenburg und gewahrt feine Unterschiede zum Rheintal und Appenzellerland, wo er herkommt, und zum St. Gallerland und zum Thurgau, wo er hingelangen wird.

Das Toggenburg nimmt Nico vom Säntisgipfel aus wahr, über Fernrohr und gelenkt durch einen Schulmeister aus dem Toggenburg. «Ein moosgrünes Tal» ist es, «wettergebräunte Höfe wie im Appenzellerland» stehen zwischen Tannen- und Kiefernwäldern, die Ställe stehen rechtwinklig zum Wohnhaus, aber die Wohnhäuser sind höher gebaut als im Appenzellischen. Auf den Firsten gleissen Abdeckungen aus Kupfer oder Blech. Die Kirchen und die Kirchhöfe unterscheiden sich nach Katholisch und Protestantisch (lustiger Turm – kahler Turm), Kreuze über den Grabstätten – Steintafeln). Gar im Sonnenstand differieren Appenzellerland und Toggenburg: die Nord-Süd-Ausrichtung gebe die Sonne «von der Seite her», während auf die appenzeller Häuser, ost-west-gerichtet, die Sonne «von oben herab» scheine (Kapitel «Der Siebenmeilenstiefel» im II. Teil, 1950, bzw. VI. Teil, 1970).

Lauber verfährt beschreibend, sie ist auf Anschauung aus. Statt *Säntis*, *Schafberg*, *Churfürsten* zu nennen; statt – wie weiland Heinrich Wittenwiler – ein paar geographische Namen aufzuzählen, noch dazu innerhalb einer

Mischung wohlexistenten und bar fingierter Ortschaften (Wattwil, Kengelbach, Libingen, Hofen und Vettingen bei Lichtensteig, Fützenswille/Bütschwil – stattdessen bekommt Laubers Leserschaft 'Bilder':

Und als er einen Blick in die eingesunkene Mitte des Säntisberges warf, die flimmernd von Eis und Schnee, zu wilden Wirbeln aufgedreht, zackig auseinanderfährt, fiel ihm auch wieder die Geschichte von den Riesen und den Zwergen ein, gleich doch der ganze Berg einer unförmigen Teigschüssel, deren Ränder in Scherben gegangen sind. Gleich hinter den Säntiszacken entdeckte er eine lange Reihe seltsamer perlgrüner Gipfel, die, alle nach derselben Seite gewendet, halben Gesichtern glichen und so aussahen, als würde einer hinter dem andern herrennen. Allein dies alles zusammen war nur ein Ausschnitt aus dem gewaltigen Bild, das Nico hier umgab. Jetzt erst kamen die Alpen, eine unermessliche Kette blitzender, glitzernder oder blendend blauer Eisfelder und Gipfel, die, vom äussersten Osten zu himmelhoher Eismauer aufsteigend, den Süden zuriegelten, und, wieder absinkend, als graugrüne Dämme und Wellenkämme im nördlichsten Westen verströmten.
(1950: S. 107/108; 1970: S. 471/472).



Schutzumschlag zum Band 65 der «Neuen Schweizer Bibliothek» (hg. von Alfred Graber), gedruckt bei Carl Meyer, Rapperswil). Alice Wegmanns sogenannte historische Erzählung (gut 70 Seiten) stellt einen wichtigen Zeitabschnitt aus Geschichte und Dasein der Grafen von Toggenburg vor Augen (13. Jahrhundert).

Wahrscheinlich geraten wir mit meinem Lob des deskriptiven Aufwands und der poetischen Bildhaftigkeit auf das Terrain literarischer Sachprosa (wie derjenigen des schon erwähnten Heinrich Edelmann). Détailtreues Einarbeiten von Landschaft in Erzählprosa ist die eine Kunst, Peter Webers Fiktionalisierung des Toggenburgs wäre eine andere. Photographie und Entwurf. Erstere mit Zoom-Effekt, bis zur mikroskopischen Aufnahme. Letztere mit überkontinentaler Spannweite, ja Blick ins Kosmische. Zwischen den Polen verbleibt das Amateurhafte.

Zwischensätze zu Rea Brändles «Recherche»: Akten und Fakten leiten die Verfasserin ins Toggenburg. Am Selun wird «der Toggenburger Kaspar Hauser» gefunden, in Alt St. Johann und in Nesslau hat er im Armenhaus eingesehen, auf dem Friedhof von Neu St. Johann ist er beerdigt worden. Landschaft keine. Es geht um Dokumente und den Kommentar dazu, um Behörden-Kritik, um das Paradigma eines Ausgrenzungsgeschehens. Um eine Fallstudie (welche die Verfasserin im Jahr 1990 für exemplarisch hält): so oder ungefähr so sind wir mit einem «Aufgegabelten» Mitte des 19. Jahrhunderts umgesprungen; so springen wir – Zeitgenossen – mit Heimatlosen um. Erfindungslustig, mutmassungsbereit, durch Projektionen getrieben.



Sonnwende über dem Iltishag

Eine Geschichte aus dem
Ober-Toggenburg
von
J.G. Birnstiel

Buchdeckel, gezeichnet vom Illustrator der Erzählung, Willy Planck. Bolt schildert im Buch die Toggenburger Erlebnisse des Ferienkindes Franz Gruber aus Wien.



Buchdeckel zu Birnstiels Geschichte vom Kesselflicker Bochsler, der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts um ein Plätzchen Glück kämpft: im Broterwerb, in der Liebe, im Ansehen der Menschen. Die Ausstattung des Buches stammt aus der Buchdruckerei Stutz, Wädenswil.

Hierauf das Fragliche. Wo fängt die Kunst des Landschaftens an?

Eines Weibes Gesicht verliert nach ein paar Jahren seine Schönheit, eine Landschaft bleibt immer gleich.

Selbstverständlich stimmt, von 1994 aus, an diesem Satz wenig. Er ist jedenfalls nicht vor so vielen Jahren geschrieben, dass die Autorin nicht hätte beobachten können, wie wir Landschaft verändern. Es bedarf dazu – in der Schweiz unseres Jahrhunderts – keiner erdgeschichtlichen Perspektive; vielmehr hätte die menschlich-biographische genügt, dass Alice Wegmann den Wandel nicht bloss in Frauengesichtern, auch in Dorfwelten und Talschaften wahrgenommen hätte.

Nun steht der Satz (Schönheit vergeht, Landschaft besteht) auch nicht als Auffassung der Autorin da, sondern als Urteil des Grafen Diethelm IV. von Toggenburg. Necker und Thur, Weiler und Burgfesten, Waldstück bzw. Waldberge begrenzen seine Welt. Ein Sonnen- gold streicht darüber, ein Abendschatten, ein

Strom von Licht und «Frühdunst» (S. 76). – Eigenartige, ja typische Landschaft entsteht nicht, weil Wegmann vor allem mit den Figuren befasst ist.

Anders, einlässlich, was das Landschaftsbild betrifft, aber alles andere als typisierend, verfahren J.G. Birnstiel, Niklaus Bolt, Hans Roelli. Mit ihnen begeben wir uns hinter die 1950er Zeitlimite. Gerade an ihnen kann man jedoch messen, was literarische Kunst, wenn sie genug Sprache aufwendet, zustande bringt: Tektonik und Relief einer Landschaft, Topo- und Regiographie, und Leistungen weit übers Anschauliche hinaus – wie anhand von Peter Webers *Wettermacher* im nächsten (und letzten) Teilkapitel zu zeigen sein wird.

1921 veröffentlicht J.G. Birnstiel (1858-1927) *Sonnwende über dem Iltishag*. Darin fände man Kolorit und Kulissen «aus dem Ober-Toggenburg» anlässlich der Schilderung eines «Markttag[s] im Sidwald». Eine Maisonnette gibt Sennen und Händlern ihren Segen; «der jungwilde Fluss» singt «unten bei der Burg, wo die Strasse durch die Felsenklüfte sich zwängt»,

«sein Knabenlied». Schellen und Jauchzen tönt. Sämtis und Churfürsten, Goggaien, Stockberg, Speer tragen «eitel Lachen auf ihren Steingesichtern». Die Katholischen und Reformierten halten Frieden. – Auf dem Markt dann «buntes Getriebe», Tuten, Rufen, Kaufreden, Rinderbrüllen, Schafeblöken, Rot/Blau/Gelb auf «Menschengewändern, Blumensträussen, Regenschirmen, Budenwagen». Grün als «allregierende Talfarbe» (vgl. das Zitat aus dem *Wettermacher* im nächsten Abschnitt!)

Farbiges ist geleistet, man möchte die Kunst *impressionistisch* heissen. – Präziser ist Birnstiel in den «Jugenderinnerungen» (die *Sonnwende* ist im Untertitel als «Geschichte» etikettiert). Darin dann freilich, nicht selten, Unterstellungen wie die, der Leser erwarte Genauigkeit nicht (sie würde «ein Buch» verursachen bzw. ein Buch lang dauern, S. 9). Anderswo das selbstauferlegte Gebot, von dem oder jenem solle der Verfasser «nichts berichten» (S. 10). Anderswo die Versicherungen – statt minutiös oder weitläufig zu sein – das skizzierte Elternhaus sei «ein rechtes Schweizerhaus»; es stehe «auf gut toggenburgischem Grund»; der Verfasser des Buches sei «ein Schweizer mit Leib und Seele». – Ob Birnstiels Schreibjahre, oder ob der Druckort des Buches, oder ob die anvisierte Lesergemeinde solcher Versicherungen bedürftig gewesen sind? Wir – aus der Distanz – empfinden das Bedürfnis nicht nach: mich komplimentieren solche Bemerkungen aus dem Text hinaus.

1922 veröffentlicht Niklaus Bolt (1864-1947) *Jetzt bin i halt ein Bub*. In dieser Erzählung fände man das Toggenburg als Konglomerat von «frischen Alpwiesen», «schmucke[m] Bergdorf», «dunkle[m] Tannenwäldchen» zwischen «helle[m] Grün», «samtbraune[n] Holzhäuschen», «verwitterte[m] Tätschhäuschen». Und weiter mit Farben («scharlachrote Brusttücher») und Helle («Kleider junger Mädchen») und Dunkel («Sonntagskleid[ung] der Frauen») und Tracht («goldene Kettlein» im Sennbubenohr, «Führ[!]tücher mit den achteckigen Silberknöpfen», «messingbeschlagene Hosenträger»). Klischee und Folklore auf den einleitenden Seiten 7 und 8 – im grossen ganzen anmutig, malerisch, stimmungsvoll.

1941 veröffentlicht Hans Roelli (1889-1962) *Hier bin ich. Die bunte Geschichte des jungen Hans*. Darin gelangt die Hauptfigur, nachdem sie im Eisenbahnzug von Paris via Basel, Winterthur, Wil nach Ebnat gereist ist, «in die alten Berge». Das Ich empfindet deren Widerstand, weil es «Weite des Meeres und des Landes» (Frankreichs, im besonderen der Vendée) hinter sich

gelassen hat, und bezieht «Wildbäche, Schluchten und verschlossene Felsentore» auf sich. Ich assoziiere, unangemessen, ungefähr die Kordilleren. Die Luft wirkt «straff und kalt», Schnee «in den Runsen» leuchtet «fremd und feindlich». Die Menschen allerdings begegnen mit «heimischen Lauten»: die Rückkehr (eines verlorenen Sohnes) geschieht «in die Heimat». Sie besteht aus Menschen im Wildenmatt, einem «Tätschhaus in der Steinrüti», luftgetrocknetem Schinken, Türggenribel, «Ploderkäs und Toggenburger Fladen». Sonnige Herbsttage. Jodel des Kuhhirten Jakob Egli. Abschied vom Tal mittels Ersteigen des «schönsten Wildenmatter Gipfel[s]», mittels Blick auf den oktoberlich klaren «Halbkranz sonst so ferner Berge»; kein Jauchzer.

Das ist – für sechs Seiten Zuhausesein (S. 143-149) – nicht viel. Zu wenig Aufwand, damit wir etwa von einem toggenburger *Portrait* sprechen, gar uns, heimattümelnd, geborgen fühlen. Es liegt Roelli nicht am Schildern der Landschaft; er gibt bloss eine Station (innerhalb einer *Stationenreihe*): flüchtige Skizze aus langher überlebten Wanderjahren.

Schliesslich die Sprach-Kunst. Welten in der Toggenburgerwelt

Peter Weber (Jahrgang 1968) stellt in seiner «Geschichte des August Abraham Abderhalden» das Toggenburg auf der Orgel her. Er spielt mehrere Manuale. Er bedient Dutzende von Registerzügen, samt Koppeln. Er verfügt über ein differenziertes Windwerk (für allerhand Wetter). – Auf einige der Verfahren Webers habe ich – andeutungsweise in vorausgehenden Abschnitten – hingewiesen.

Zum Beispiel trifft Weber, sachprosanah wie Heinrich Edelmann – Unterscheidungen: aus drei Welten bestehe das Toggenburg; das *untere* Thurtal, «nach Lichtensteig», gebe sich «kindlich rundlich», schwinde «gegen unten harmlos aus», führe «beidseits unendlich ins Gejätt hinaus», walze sich «gewaltig in die Breite» (S. 74). Das *mittlere* Thurtal sei «reifes, erwachsenes Hügelland», «eine Welt für sich», «beidseits mächtige Leiber», nämlich «Bauch- oder Ranzenberge» (S. 77). Das *obere* Thurtal (sic!) verenge sich «wiederholt», forme Wannen aus, gebe bei Nessler «etwas Weite frei», ein «von der Sonne dunkel hingeliebt[er]» Talschluss (S. 80).

Zwischen den hier angeführten Sätzen stehen (man vergleiche die Seitenangaben) rund neunzig bzw. siebzig Zeilen herbeigedachter,

hinzuerfundener, umherfabulierter Text. Vom Einen ins Hundertste zu kommen, das ist die Kunst.

Andernorts gilt es, uns Lesern die Hauptfarbe des Toggenburgs nahezulegen. Seit langem rühmen die Erzähler die Grünheit der Landschaft; Birnstiel hat den Ausdruck von der «all-regierenden Talfarbe» geprägt. Weber, evokativ, holt aus:

*Das Toggenburg ist grün.
Jede erdenkliche Art von Grün.
Dunkelgrün im allgemeinen.
Magischgrün in verschiedener Hinsicht.
Heiliggrün in der Erinnerung.
Braungrün im Vorfrühling.
Schlamm- und Schlinggrün.
Hellgrün im Mai.
Regengrün.
Schluck- und Trinkgrün.
Saftgrün im Sommer.
Strotzgrün.
Knallgrün.
Goldgrün im Lichtniesel.
Jammer- und Klagegrün im Oktober.
Herbgrün.
Gelbgrün im November.
Schweifgrün über dem Nebel.
Seelengrün.*

Das Toggenburg besteht aus tausend grünen Welten
(S. 72/73)

Eine dritte Kunst, Landschaft einbildbar zu machen, besteht im Vergleichen. Lauber hat mit dem Toggenburg das Appenzellerland verglichen, hat daraus für Einzelheiten Präzision gewonnen. Weber vergleicht das *Wettermacher-Tal* zum Beispiel mit dem Mittelland – Thema Nebel. Grenzt das Toggenburg gegen den Thurgau ab, gegen den Aargau – Thema Antennen und Garagen. Spielt Zwinglis Tal gegen das Glarnerland aus – Thema Musikalität der Einheimischen. Und siehe da, diesfalls heisst der Befund: Verwandtschaft.

Ähnlich nämlich wie im Glarnerland, wo es Jähzorn und Demut regnet und regnete, regnet es im Toggenburg Demut und Hader. Klage und Schweigen liegen im Toggenburg in der Luft. Ähnlich nämlich wie das Toggenburg Resonanzraum ist, ist das Glarnerland Klang- und Resonanzraum, von eigener Tonalität erfüllt. Kein geschlossener, von oben her abklingender, dunkler Akkord ist es im Glarnerland, sondern vielmehr sind es schräge, aufgerissene, jede Harmonie ankratzende und aufsprenkende, damit neue Harmonien zaubernde, verminderte und übermässige Akkorde. Im Glarnerland reibt sich das im Verhältnis zur Landschaft jugendliche Pro-

jekt Schweiz am dumpfen Fels. Erbärmliches Gewimmer und Gejaule zieht sich an der in weiten Strecken normalisierten Linth entlang, es mahlt und malmt im Glarnerland, es kaut und krachzt, der Fels schmatzt unerbittlich, dazwischen hört man den hellen, himmlischen Gesang der Engel, himmelhohe Jauchzer zwischendurch. [...]

Gleich wie das Glarnerland bringt das Toggenburg seit Menschengedenken erstklassige Musiker hervor, während es im Toggenburg jener dunkelgrüne Mollakkord ist, den der Naturjodel einkreist, in Schwingung versetzt, heraufbeschwört, während es im Toggenburg derselbe Mollakkord ist, den die sogenannte Volksmusik mit ihren Instrumenten streicht und streichelt und der melodiose Hardrock wiederaufzunehmen versucht, ist es im Glarnerland oben genannte Reibung, die zum Ausdruck kommt, es reiben sich im Glarnerland verschiedene Welten aneinander, während, meine Lieben, im Toggenburg der melodiose Hardrock neu erfunden wurde, während das Toggenburg nebst Streich- und Streichelmuskern melodiose Rockmusiker in alle Welt exportiert, oder anders gesagt, jeder melodiose Rockmusiker ein heimlicher Toggenburger ist. [...] (S. 59).

Weber gerät vom Hundertsten ins Tausendste. Das ist seine Kunst! *Geraten* ist dafür übrigens nicht der passende Begriff: dem Autor passiert das alles ja nicht, dieses Buch-Toggenburg oder Nochmals-Toggenburg ist erdacht, versprochen, erschrieben. Peter Weber registriert sein Toggenburg (nutzt hundert Register). Oder, mit verwandtem Bild: Weber *orchestriert* sein Toggenburg. Geheimnisvollerweise ist Webers Toggenburg stets auch «Toggenburg»: es entsteht – mit tausend Fixpunkten – als Thurtal im ostschweizer Kanton St.Gallen; es gedeiht aber auch – kraft der Wörter – in der Imagination, und zwar als *Ländchen Überallundnirgendwo* in (sagen wir) Gottes Schöpfungsraum.

Der Wettermacher: 316 Seiten Toggenburg? Mit welchem Recht? Das Toggenburg ist eben eine Welt für sich (mindestens eine gewesen, früher). Und darin sind eben Welten versteckt (früher mindestens versteckt gewesen). Diesem Toggenburg hat Peter Weber mehrere Jahre Schaffenszeit gewidmet, diesem (dem noch nicht vermittellandeten) Toggenburg ist – mit nochmals anderer musikalischer Metapher: – ein vergleichsloser Blues gesungen.

Literatur

(in der Reihenfolge der Erwähnung):

Urs Richte, *Das Loch in der Decke der Stube*. Roman, Gatz, Berlin 1992.

J[akob] Keller, *Sylvia. Die Geschichte einer Treue aus dem Toggenburg*, Vogel, Winterthur 1923.

Johannes Stauffacher, *Gedichte*, hg. von Hagmann, Fehr'sche Buchhandlung, St.Gallen 1923.

René Sieber, *Regengesang*, mit Zeichnungen von Jörg Rüesch, Marina, Wattwil 1987.

Die st.gallischen Landschaften. Ausschnitte aus Werken von Schriftstellern und Dichtern, Kantonaler Lehrerverein (Schriftenreihe Nr. 2), St.Gallen 1953.

Hansjakob Diggelmann, Jeannot Simmen, *Hans Brühlmann. Werkkatalog*, Reinhardt, Basel 1985.

Guido Pagani, *Landschafts-Ansichten*, Fünfländer Verlag, Wienacht 1991.

Samuel Voellmy, *Das Toggenburg in der Schönen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Ein Versuch*, Wattwil 1961.

Arthur Honegger, *Der Schneekönig und andere Geschichten aus dem Toggenburg*, Huber, Frauenfeld 1982.

Robert Roth, *Toggenburger Erzählungen. Sennrüti*, Flawil 1979.

Cécile Lauber, *Land deiner Mutter*, Bd. II, Atlantis, Zürich 1950; Bd. V der *Gesammelten Werke*, Benteli, Bern 1970.

Heinrich Wittenwiler, *Der Ring oder Wie Bertschi Triefnas um sein Mätzli freite*, Rütten & Loening, Berlin 1983 (Ende des Kapitelchens «Wie die Nissinger Kriegsrat hielten», Verse 6958 ff.

Rea Brändle, *Johannes Seluner, Findling*, Limmat, Zürich 1990.

Alice Wegmann, *Die Toggenburger. Erzählung*, in: Neue Schweizer Bibliothek, Bd. 65, Zürich o.J. (1943). Das einleitende Zitat auf S. 64.

J.G. Birnstiel, *Sonnwende über dem Iltishag. Eine Geschichte aus dem Ober-Toggenburg*, Stutz, Wädenswil o.J. (1921).

Ders., *Aus dem Heimatdorfe. Jugenderinnerungen*, Helbling & Lichtenhahn, Basel 1916.

Niklaus Bolt, *Jetzt bin i halt ein Bub*, Steinkopf, Stuttgart 1922.

Hans Roelli, *Hier bin ich. Die bunte Geschichte des jungen Hans*, Schweizer Druck- und Verlagshaus, Zürich o.J. (1941).

Peter Weber, *Der Wettermacher. Roman*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1993.